

# Epilog

«Aargau heisst Anarchie.» Dieser Satz stammt vom Schriftsteller Hansjörg Schneider, der in Aarau geboren und in Zofingen aufgewachsen ist. Nichts scheint unzutreffender, zumindest auf den ersten Blick: Seit ewigen Zeiten steht der Aargau für bürgerliche Politik, Solidität und Durchschnitt. Brav, bescheiden, bodenständig, auch etwas bieder und bünzlig sei der Kanton, sagt man. Als dessen populärste Kulturexporte gelten DJ Bobo, Papa Moll sowie die Rüeblitorte. Und doch trifft der Dramatiker Schneider ins Schwarze.

Der Aargau ist zwar bevölkerungsmässig der viertgrösste Kanton der Schweiz und wirtschaftlich die fünftstärkste Kraft. Aber er ist keine Einheit, sondern ein Flickenteppich aus einem guten Dutzend Täler und Regionen mit unterschiedlichen Mentalitäten, Konfessionen und Bräuchen. Er ist kein Stadtkanton, kein Landkanton, kein Bergkanton, kein Urkanton, kein Ferienkanton. Es gibt kein Zentrum, keine grossen Städte, keine Universität, keinen Spitzenfussball, keinen einheitlichen Dialekt – die Badener zürchern, die Zofinger bernern, die Seetaler luzernern, die Fricktaler baslern –, und folglich fehlt auch eine kantonale Identität. 2001 forderte der damalige Landammann Kurt Wernli für den Aargau ein «Gschpüri für sich selber». Die Losung zieht sich durch die Geschichte des Kantons. «L'Argovie n'existe pas», könnte man in Anlehnung an Ben Vautier sagen. Der Aargau lässt sich nur historisch verstehen, genau gleich wie sein grösseres Ganzes, die Eidgenossenschaft.

Geschichtsträchtig ist sein Gebiet. Die Römer errichteten in Vindonissa, beim Aargauer Wasserschloss, wo Limmat und Reuss in die Aare münden, einst eines der grössten Legionslager nördlich der Alpen. Unweit davon bauten Jahrhunderte später die Habsburger ihren Stammsitz, von wo sie in die Welt ausschwärmten und ein Imperium beherrschten, in dem «die Sonne nie unterging», von Wien bis nach Amerika und zu den Philippinen. Die Historie brachte indes auch schmerzliche Erfahrungen. 1415 verleibten sich die Eidgenossen den Aargau ein, hielten ihn als Untertanengebiet. Er blieb kolonialisiert, bis Napoleon kam, bis 1798 in einem revolutionären Akt die Helvetische Republik ausgerufen wurde, Aarau sogar kurzzeitig die Hauptstadt der Schweiz war und 1803 schliesslich der Kanton Aargau Tatsache wurde: ein Kunstprodukt aus der Konkursmasse der Habsburger und der Alten Eidgenossenschaft, eingemittelt im Dreieck zwischen den Städten Basel, Bern und Zürich, wohin sich ein Grossteil der Aargauerinnen und Aargauer bis heute orientiert (während der Rest im Norden nach Deutschland und im Süden nach Luzern blickt).

Von einem ausgeprägten kantonalen Selbstbewusstsein kann wahrlich nicht die Rede sein. Als 1953 die 150-Jahr-Feier des Aargaus anstand, waren die Bedenken zahlreich, ob es denn überhaupt etwas zu festen gebe. Man habe ja aus der Vergangenheit nichts Heroisches anzubieten. Zweifellos wirkte damals die Geistige Landesver-

teidigung nach, die angesichts der Bedrohung durch Nazideutschland die Taten der Alten Eidgenossen glorifiziert hatte. Der Aargau, als einstiger Hort der «bösen» Habsburger, hatte in dieser Erzählung schlicht keine Rolle gespielt, ebenso wenig Napoleons Besetzung der Eidgenossenschaft, die letztlich die Eigenständigkeit des Aargaus ermöglichte (und die moderne Schweiz begründete). Was also feiern?

1978, beim 175-Jahr-Jubiläum, lautete das Motto dann so selbstgenügsam wie symptomatisch: «Kennenlernen». Es war eine Veranstaltung gegen zentrifugale Kräfte im Kanton und für ein neues Gemeinschaftsgefühl. Die Einheit wurde auch noch beschworen, als 1998 die 200-Jahr-Feier der Helvetik anstand und ein textlich ziemlich bescheidenes Festlied angestimmt wurde: «A-a-a Allons-y, A-a-a Argovie, das singe Gross und Chly, die Melodie schloht ii!» Der Aargau? Weiter auf Identitätssuche. Das hatte auch mit dem rasanten Wandel zu tun, der den Kanton seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfasst hatte und von dem dieses Buch so anschaulich erzählt.

Die Bevölkerungszahl stieg von rund 300 000 im Jahr 1950 auf heute über 680 000. Eine solche Verdoppelung hat Ursachen und Folgen, die sich besonders ins Raumbild des Kantons einschrieben. Auf Teufel komm raus wurde aus dem Boden gestampft: Einfamilienhäuser, Wohnblöcke, Terrassensiedlungen, Lagerhallen, Einkaufszentren, Strassen, Schienen, Infrastruktur aller Art. Es kamen Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger aus dem Ausland, die die Arbeiten ausführten, auf dem Bau, in der Fabrik, im Büro. Es kamen immer mehr Kantonsfremde, die hier wohnten, aber wegen des Jobs weiterhin über die Kantonsgrenze pendelten. Die Landwirtschaft wurde mechanisiert und industrialisiert. Der Wirtschaftsboom und die Wohlstandseuphorie der Nachkriegszeit pflügten den Aargau buchstäblich um. Jean Rudolf von Salis, der berühmte Historiker und Schlossherr von Brunegg, schrieb schon 1971: «Man macht kein Omelett, ohne Eier zu zerschlagen, und man ist nicht Nutzniesser der modernen Zivilisation, ohne das Bild einer alten Agrarordnung zu zerbrechen.»

Zu dieser modernen Zivilisation gehörten auch zwei Elemente, die den Aargau und dessen Image bis heute prägen: die Mobilität und die Energie. Die Planung des Bundes legte mit der A1 die Hauptschlagader des Schweizer Ost-West-Verkehrs quer durch den Aargau, 47,4 Kilometer, von Spreitenbach bis Rothrist. Hinzu kamen Teilstücke der A2 und A3, womit der Kanton das dichteste Autobahnnetz pro Flächeneinheit in der Schweiz erhielt und zur Mobilitäts- und Logistikkreuzung wurde. Obendrein wurde er auch gleich als Industrie- und Gewerbestandort gestärkt. Seither haftet dem Aargau der zweifelhafte Ruf an, ein Durchfahrts- und Niemandland zu sein, das man im Auto oder Zug so schnell wie möglich hinter sich lässt. Zu sehen gibt es auf den Hauptachsen auch keine lieblichen Landschaften, die der Aargau sehr wohl zu bieten hat, sondern vor allem zäher Siedlungsbrei. Das Aargauer Autokennzeichen AG steht bei Spöttern längst nicht mehr für «Achtung Gefahr»; sie denken

vielmehr an «Agglo». Was gerne vergessen geht: Die Agglomeration, diese Landschaftsform, über die Max Frisch einst ätzte: «Es ist nicht Stadt, es ist nicht Dorf. Es ist ein Jammer», kann keineswegs als Aargauer Spezialität bezeichnet werden. Heute wohnt fast die Hälfte der Schweizer Bevölkerung in einer Agglo – und tut dies leidlich gerne.

Ebenso ungerecht ist die Häme wegen der drei Atomkraftwerke, die zwischen 1969 und 1984 auf Aargauer Boden ans Netz gingen: Beznau I und II sowie Leibstadt (Gösgen liegt bereits im Kanton Solothurn). Zum einen waren sie, als sie geplant wurden, aufsehenerregende Pionierprojekte gegen Energieknappheit, eigentliche Wunderwerke der Technik, während die Sicherheits- und Entsorgungsproblematik noch kaum jemanden scherte. Zum anderen produzieren sie zusammen mit den zwei Dutzend Aargauer Wasserkraftwerken bis heute einen Drittel des Schweizer Stroms. Auf dem Gelände des Paul Scherrer Instituts in Würenlingen findet sich überdies das einzige Zwischenlager für radioaktive Abfälle der Schweiz, notabene oberirdisch. Und auch das Tiefenendlager, über dessen Standort im Land seit Jahrzehnten gestritten wird, könnte einst im Aargau gegraben werden. Apropos Sondermüll: In der Gemeinde Kölliken entsorgte die grosse Basler Chemie während Jahren ihre Giffässer, insgesamt fast 500 000 Tonnen. Die Umweltschäden waren ebenso massiv wie die Kosten zur Sanierung der Deponie. Doch statt einer Wertschätzung der Lasten, die der Aargau für das Land trägt, lästert die Schweiz lieber über den vermeintlichen Güselkanton.

Ironischerweise war es dann mit Bundesrätin Doris Leuthard ausgerechnet eine Energieministerin aus dem Aargau, die der Atomkraft den Stecker zog. Nach dem Reaktorunfall im japanischen Fukushima brachte sie flugs die Energiestrategie 2030 durch – gegen die Mehrheit des Stimmvolks in ihrem Heimatkanton. Überhaupt ist der Bundesrat für den Aargau ein weiteres, eher zwiespältiges Thema. Angesichts der ökonomischen Bedeutung und der Bevölkerungsgrösse hätte der Kanton häufiger Anspruch auf einen Sitz in der Landesregierung geltend machen können. Vor Leuthard (2006–2018) stammten indes nur die Bundesräte Friedrich Frey-Herosé (1848–1866), Emil Welti (1866–1891) und Edmund Schulthess (1912–1935) aus dem Aargau; immerhin blieben alle vier vergleichsweise lange im Amt. Hans Schaffner (1961–1969) wird wegen seines Heimatorts Gränichen offiziell zwar auch als Aargauer Bundesrat gezählt, er lebte aber in Bern und war damit etwa so sehr Aargauer wie der Luzerner Kaspar Villiger (1989–2003), der in Aarau die Kantonsschule besucht hatte. Schon eher dem Aargau zuzuordnen wäre die Berner Bundesrätin Simonetta Sommaruga (2010–2022), die in Sins im Freiamt aufgewachsen ist.

Wieso die Aargauer Bundesratsausbeute so dünn ausfällt, bleibt ein Rätsel. Der Kanton stellt die viertgrösste Parlamentarierdelegation in Bern, und es mangelte ihm auch nie an starken Persönlichkeiten. Politisch ist der Aargau ohnehin immer auf Kurs gewesen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, entschieden die Aargauer und nach 1971 auch die Aargauerinnen bei Abstimmungs-

vorlagen so, wie es die Eidgenossenschaft als Ganzes tat, nicht auf die Kommastrichstelle genau, aber doch sehr ähnlich: nie übermütig, stets abwägend-konservativ, immer leicht Mitte-rechts. Der Aargau, obwohl von den grossen Zentren des Landes mitunter als hinterwäldlerisch und reaktionär belächelt, offenbarte während Jahrzehnten seismografische Qualitäten. Das gilt auch für die Parteienlandschaft: Die lange Dominanz und der langsame Abstieg der FDP, die Mühen der CVP mit der Säkularisierung, die einstige Oppositionskraft der SP, die in die Regierung eingebunden wurde, der Aufstieg der SVP ab den 1990er-Jahren oder die aufkeimende grüne Bewegung – alles ist im Aargau modellhaft abgebildet.

Der kantonale Minderwertigkeitskomplex aber blieb. 1988 verlangte der FDP-Nationalrat Ulrich Fischer vom Bundesrat gar mit einem Vorstoss Auskunft über die Stellung des Aargaus in der Schweiz: Es gehe darum, «diesem Stand seitens des Bundes nicht nur dauernd Lasten aufzubürden, sondern gelegentlich auch Leistungen zukommen zu lassen, die eine echte Aufwertung bedeuten und den Willen des Zentralstaats dokumentieren, diesen grossen Gliedstaat in seiner Bedeutung anzuerkennen». Der Bundesrat antwortete, er sei der «festen Absicht», dem Kanton die ihm gebührende Anerkennung zukommen zu lassen – machte aber auch keine Versprechungen für die Zukunft. Weder sollte es für den Aargau weitere Bundesbetriebe und Forschungseinrichtungen geben noch den Sitz eines eidgenössischen Gerichts. Immerhin versuchte der Kanton endlich, was ihm der Staatsrechtler Kurt Eichenberger längst empfohlen hatte: nämlich «eine Aussenpolitik in den eidgenössischen Raum hinaus» zu betreiben, um sich mehr Gehör und Gewicht zu verschaffen.

Der Ruf des Aargaus – oder besser: die verzerrte Wahrnehmung von aussen – hielt sich dennoch hartnäckig. «Jede Klasse braucht ihren Klassentrottel, die Schweiz hatte den Aargau», schrieb Hans Fahrländer, der ehemalige Chefredaktor der «Aargauer Zeitung», einmal pointiert. Tatsächlich liessen sich Seiten füllen über den Spott, der schon über den Kanton gekippt wurde, diesen «grossen Hinterhof» der Schweiz, wie die «Bilanz» den Aargau in den 1990er-Jahren bezeichnete. Kein Klischee zu billig, um nicht noch einmal bedient zu werden, angefangen bei weissen Socken und aufgemotzten Sportwagen. Die «Weltwoche» kürte die Aargauer 1997 in einer so hämischen wie nichtrepräsentativen Umfrage zu den unbeliebtesten Schweizern. Sie seien «Pfeifensäcke» und «Blöffer», las man dort zum Beispiel. Statt gelassen darauf zu reagieren, fühlten sich einige Profi-Aargauer und Medien gleich zur Gegenrede provoziert. Dabei sagen solche Witze oft mehr aus über jene, die sie machen: Arroganz und Dünkel bei den grossstädtischen Zürchern, Baslern, Bernern und Luzernern. Erleichterung hingegen bei den Solothurnern oder Thurgauern, dass sie nicht selbst als Prügelknaben herhalten müssen – dem Aargau sei Dank!

In der historischen Rückschau lässt sich erst nach der Jahrtausendwende eine gewisse Entkrampfung feststellen. Als der Aargau an der Expo.02 seinen Kantonaltag inszenierte, tat er das

viel beachtet und selbstironisch: mit einem Liebesspiel aus Baggern und einem Heer von Strassenschildern. 2003, beim 200-Jahr-Jubiläum, zweifelte auch niemand mehr daran, dass es etwas zu feiern gab im Kanton, der im frühen 19. Jahrhundert mit radikalen Reformern wie Philipp Albert Stapfer und Heinrich Zschokke der Eidgenossenschaft Schwung verliehen hatte. Auch die Habsburger waren nicht mehr länger eine erinnerungskulturelle Bürde, sondern verströmen seither einen willkommenen Hauch von Aargauer Weltpolitik.

Vermarktung ist wichtig. Das scheinen auch die Aargaerinnen und Aargauer begriffen zu haben. 2005 kündigte der Regierungsrat ein liberales Fitnessprogramm an, samt Wachstumsspritze, Steuersenkungen und Bildungsoffensive: «Ein Standort in Bewegung» hiess das Motto zur Förderung der Standortattraktivität. Dazu gehörte auch der Plan von Gemeindefusionen im grossen Stil, um etwa aus Baden und Aarau Städte mit über 50 000 Einwohnerinnen und Einwohnern zu machen. Die bürgerliche Schweiz staunte und klatschte über den mutigen Schritt des Kantons, der sich vom Durchschnittsschüler zum Musterschüler wandeln wollte. Natürlich kam nur ein Teil der ambitionierten Ideen letztlich zum Fliegen, und quantitatives Wachstum ist nicht qualitatives. Doch seither herrscht ein neues Selbstbewusstsein. Auch touristisch hat der Kanton aufgeholt. Das Museum Aargau, das Stapferhaus in Lenzburg und das Kunsthaus in Aarau sind Publikumsmagnete. Der gesellschaftliche Trend zum Regionalen und Nachhaltigen dürfte vermehrt Naturfreunde und kulinarisch Interessierte in den Aargau locken, zumal dort mittlerweile auch vorzügliche Weine gekeltert werden. Wer diesen Kanton verstehen will, sollte sich ohnehin an die Kulinarik halten.

Christine Egerszegi, die langjährige freisinnige National- und Ständerätin, empfahl im «Schweizer Monat» einmal das traditionelle Gericht «Schnitz und Drunder»: einen Eintopf aus Kartoffeln, Apfel- oder Birnenstückchen und Speck, gut gewürzt. «So ist mein Aargau», erklärte Egerszegi, «lieblich mit Pfiff!» Man könnte auch sagen: von allem ein bisschen, nichts Extravagantes, aber gut. Wie die Schweiz.



Am 13. März 2020 arbeitete das Team von «Zeitgeschichte Aargau» im Rahmen einer Retraite an den Inhalten des vorliegenden Buchs. Kurz vor der Nachmittagspause vernahmen wir in Reinach live aus der bundesrätlichen Pressekonferenz die Ankündigung des ersten landesweiten Lockdowns aufgrund des grassierenden Corona-Virus. Plötzliche Konsternation und Sprachlosigkeit. Obwohl sich in den Tagen davor zunehmende Hektik verbreitet hatte, rechnete niemand ernsthaft mit der Schliessung von Schulen, Gastronomie, Läden, Sporteinrichtungen und Kulturbühnen. Zum ersten Mal seit 1945 wurden Teile der Armee mobilisiert. Wir waren uns der historischen Tragweite der Massnahmen bewusst. Es war ein «9/11-Moment». Mitten in der Recherche- und Schreibphase sahen wir uns gezwungen, wegen der geschlossenen Bibliotheken und Archive sowie wegen Zeitzeugen, die nicht mehr besucht werden konnten, die Veröffentlichung unserer Arbeit um ein halbes Jahr auf Herbst 2021 zu verschieben.

Zwei Jahre früher, Anfang 2018, waren wir damit beschäftigt gewesen, das Gesamtvorhaben «Zeitgeschichte Aargau» im Detail zu konzipieren. Die Vorprojektgruppe der Historischen Gesellschaft hatte uns Ende 2017 die Projektleitung übertragen. Aus rund vierzig Bewerbungen konnten wir ein ideales Team zusammenstellen. Zuerst stiess Nina Kohler als Assistentin und Koordinatorin zu uns. Bei der Verpflichtung der Autorinnen und Autoren haben wir auf eine möglichst grosse Diversität geachtet. Von den vier Frauen und vier Männern stammen sechs aus verschiedenen Regionen des Aargaus, während zwei den Aussenblick aus den Nachbarkantonen einbrachten. Teamwork war uns wichtig. Die Forscherinnen und Forscher unterschiedlichen Alters brachten ihre jeweiligen Perspektiven und thematischen Expertisen ein, die wir in mehreren ganztägigen Workshops untereinander austauschten.

Wir entschieden uns für eine klassische, sozialhistorische Gliederung des vorliegenden Werks und haben die Teilgebiete der Geschichtswissenschaft nach fünf Themenbereichen gruppiert. Es finden sich darin keine gesonderten Kapitel über Geschlecht, Minderheiten oder Transnationalität. Diese Themen haben wir zu übergeordneten Untersuchungskategorien deklariert und in jeder Analyse zur Anwendung gebracht.

Jede wissenschaftliche Arbeit muss Verzicht üben. Bei der schiereren Fülle an Quellen in der zeitgeschichtlichen Forschung soll dieser Aspekt früh und konzeptionell berücksichtigt werden. In diesem Bewusstsein gaben wir uns den Auftrag, mit dem Mut zur gezielten Auswahl ein besonderes Augenmerk auf Aargauer Spezifika zu richten.

Nicht jeder Generation von Historikerinnen und Historikern wird das Privileg zuteil, an der Kantonsgeschichtsschreibung mitzuwirken. Wir entschieden uns auch deshalb dafür, nicht in den Elfenbeinturm zu verschwinden und nach drei Jahren unsere Arbeit zu veröffentlichen. Der Entstehungsprozess sollte sichtbar



sein und Zwischenergebnisse unserer Forschung laufend zugänglich gemacht werden. So entstand bereits im Sommer 2018 die Projektwebsite [www.zeitgeschichte-aargau.ch](http://www.zeitgeschichte-aargau.ch) als Dreh- und Angelpunkt verschiedener, nach und nach veröffentlichter Teilprojekte. Die wichtigsten sind rund sechzig gefilmte Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und eine Reihe von zwölf Dokumentarfilmen über Teilaspekte, die sich für eine filmische Vermittlung anbieten. Das «Historische Bild des Monats» in der «Aargauer Zeitung» sowie aufbereitete Archivtrouvailles ergänzen unsere Online-Angebotspalette.

Die Vermittlung unserer Erkenntnisse ist unser grosses Anliegen. Deshalb erscheint gleichzeitig mit dem vorliegenden Buch als Essenz des Gesamtprojekts in Zusammenarbeit mit der Videojournalistin Simone Morger der Dokumentarfilm «Stromland». Er versteht sich als zeitgeschichtliches Porträt des Aargaus. Und in Kooperation mit dem Stadtmuseum Aarau dürfen wir unsere Arbeit auch als Sonderausstellung präsentieren. Weiter entwickelt die Pädagogische Hochschule an der FHNW aus unseren Recherchen spezifische Unterrichtseinheiten für die Stufen Sek I und Sek II, und zum Abschluss des Forschungs- und Vermittlungsprojekts erscheint Anfang 2023 ein Geschichtsmagazin.

Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen ist die Pandemie am Abklingen. Nach weit mehr als einem Jahr Ausnahmezustand kehrt langsam Normalität zurück. Jede Krise eröffnet auch Chancen. Es wird die spannende Aufgabe unserer Nachfolgerinnen und Nachfolger sein, die historische Dimension der Pandemie im Aargau zu erörtern.

Wir danken der Historischen Gesellschaft Aargau und allen Projektpartnern, namentlich dem Aargauer Regierungsrat, für das in uns gesetzte Vertrauen. Die Leitung dieses spannenden Vorhabens war uns eine Ehre und eine grosse Freude. Und nicht zuletzt: Merci beaucoup, liebe Autorinnen und Autoren, für die freundschaftliche und erspriessliche Zusammenarbeit.

Fabian Furter und Patrick Zehnder, im August 2021

